

Tragedie des Lebens.

Roman von P. Nieder-Arens.

(14. Fortsetzung.)

„Ja, gewiß, und wenn auch gehindert durch äußere Verhältnisse, Sie könnten jetzt gar nicht mehr zurück, weil den mit Schöpfensinn Begabten unauffallend die innere Nothwendigkeit treibt; Sie wandeln unentwegt den freien Hochlandspfad empor zu den höchsten Höhen eines sonnigen Zieles und lernen allmählich der Sonne gerathe in das strahlende Angesicht zu schauen. Wer aber einmal, wie Sie, den Weg zur Wahrheit betreten, — dem bleibt keine Wahl.“

„So will ich denn von nun an mit neuem Muthes dornen streifen, mir die Bahn zur ausschließlichen Thätigkeit der Schriftstellerin zu ebnen; nur mit unendlichen Schwierigkeiten wird es gelingen, doch gleichwohl, was ist das Leben schließlich anders als ein Kampf? Und trägt doch jedes lebende Weib die Dornenkrone, insbesondere aber in unserer Zeit der scharfen Gegenätze und des Uebergangs, da sie den Kampf begonnen um ihr bestes Recht.“

Aus den verklärten Augen, die während der letzten Zeit zu viel gesehnt, jetzt ein aufleuchtender Erstaunen schmerzlich blickten, und als jetzt der erste verlorne Glanz des Frühlings die schlafende, in tiefer Trauer geschüllte Gestalt deutlicher erkennen läßt, da liest Romano auch auf dem durchgeglühnten Antlitz mit seinem schmerzhaften, herben Zug um den Mund die erschütterten Seelenkämpfe eines Weibes, das, unentwegt ihr höheres Ziel im Auge, sich mit dem Aufgebote aller Kräfte der tüchtigen Ungunst niederdrückender äußerer Verhältnisse zu entringen sucht. Und gerade hier, wo er am liebsten geholfen, da war es ihm verweigert. Der Stolz des edlen Weibes baut auf die eigene Kraft, es verschmäht das Mittel des Mannes und seine stützende Hand. —

„Mit dem neuen Tage ist ein Sonntag angebrochen und Konstanze frei; Frau Doktor Kombed hat seit gestern das Bett zeitweise ein paar Stunden verlassen und jetzt durch anhaltendes Klagen und Umherfahren in den besten schmerzhaften Laune die rasch vorwärts fortschreitende Genesung.“

Es war später, die Mutter hatte sich wieder niedergelagt, Karotta, der farbigen Dienerin, nur erlaubt worden, ihre Herrin Dona Angela zu besuchen und in dem kleinen Hause herrichte die einsame Ruhe des Sonntagnachmittags, als Konstanze, die vor dem nächsten an Fenster lag, aufschauend einen fremden jungen Mann aus dem Palmengange treten sah, eine brünnette, vornehme Erscheinung, die auffallende Ähnlichkeit mit dem Grafen Herbert Wismard hatte.

Die elektrisch erhob sich Konstanze, — alles Blut drang aus dem Herz in die Wangen; — denn mit ihm, das sie für ihn, die nahe die Entscheidung ihres Geschickes; vor ihr stand Magnus Holmen.

„Magnus, Du!“ Stumm ruhte ihr Haupt an seiner Schulter und umfaßt von seinen Armen überkam sie an dieser breiten Brustmasse mit dem kraftvollen Herzschlag, ein beruhigendes Gefühl unendlicher Geborgenheit; und als dann die Hiltzstellungen der vielen tragischen Ereignisse seit ihrer Trennung eingehend besprochen, wandle sich das Gespräch natürlich dem wichtigsten der eigenen Angelegenheiten zu.

„Du bist von Bremen abgereist, ohne meinen Brief abgewartet zu haben, Magnus.“

„Allerdings, Konstanze. Der Boden brannte unter meinen Füßen und dann sagte ich mir, daß auf mein letztes Schreiben Deine Antwort nur eine einzige sein konnte: komme unverweilt! Oder trugst Du etwa noch dem, was vorangegangen, noch irgendwelche unvollständigen Zweifel vor mein Entschlossenheit?“ bemerkte er, halb lächelnd, mit seiner vollkommenen Stimme.

„Ich trug Bedenken, damals, Magnus,“ entgegnete sie zaghaft in der Furcht, ihn zu fränken, „und diese find heute noch um ein bedeutendes vermehrt.“

Magnus holmen warf nur einen scharf fragenden Blick aus seinen ausdrucksvollen Augen zu ihr hinüber, während er, zurückgelehnt, den braunen, die Lippen umschließenden Schnurrbart strich; in seinen Augen lag ein stolzer, ruhiger Entschlossenheit und ein gewisses Behaupten geistigen Uebergeheimnisses, das Konstanze fremd war an ihm, obgleich es in seinen Aussagen schon aus seinem letzten Briefe geklungen.

„Du dachtest, die wahre Liebe müßte alle Kleinlichen Bedenken strenglich überwinden, Konstanze. Habe ich es nicht bewiesen?“

„Du thatest es, Magnus. Aber fiele ich bin ein Mädchen; ich kann nicht, wie Du, mit einem einzigen kraftvollen Entschlusse alles, was mich an bindenden Verbindlichkeiten und Pflichten umgibt, abschütteln, um frei über mein Dasein und Lassen zu gebieten. Ewald und Kamilla sind tot, Leopold steht fern von hier im Begriffe, sich ein Heim zu gründen, meine Mutter hat heute nur noch mich; ich darf sie nicht verlassen; denn es ruht fortan auf mir allein, ihre Stütze und Ernteharbin zu sein.“

„Wenn es nun doch so wäre, Magnus?“

„Aber, Kind, willst Du denn durchaus, daß ich an Deiner Liebe zweifle? Ich finde doch, Du müßtest nachgerade überzeugt sein, daß es nichts gibt auf dieser Welt, was meine Neigung für Dich nicht zu besiegen vermöchte.“

„Ich will mich erklären — Du sollst ganz ungehindert in mein Inneres blicken und dann urtheilen. Magnus, begreife Du nicht früher unüberwindliche Abneigung gegen die schriftstellernde Frau?“

„Entschieden,“ und das ist auch jetzt noch der Fall; ich kann mich nichts größeres denken, als eine Frau, die mit tintenschmutzten Fingern, ungetrimmtem Haar — einen handbreiten Dreiecksaum an der Schleppe, zerstreut im Hause umhergeht, den Waten anbrennen und die Kinder ungewaschen verkommen läßt. Im Gotteswillen! — rote geräthst Du denn auf die Idee?“ entgegnete er, etwas verwundert aufblickend.

„Das Weib, welches Du da von einer solchen Frau entwirfst, die das Beste aus den Tiefen ihres Herzens der Welt darbieten will, entspricht doch wohl nicht mehr der Gegenwart, die Zeiten dererlei Schredbilder liegen weit hinter uns. Gegenwärtig gehört die Schriftstellerin zu denen, die gleich den meisten Menschenfindern den Kampf um's Dasein kämpfen, nur mit dem Unterschied, daß ihr Beruf ein höherer ist, doch eben das verleiht ihr das Bewußtsein der Nothwendigkeit, ihre Mission auch dem Aeußeren nach in jeder Hinsicht wahrhaftig zu betreten. Deshalb vertritt die Schriftstellerin von heute sich nicht mehr zu solchen geschmacklosigkeiten, wo sie, wie die Augen der Männerwelt auf sich gerichtet weiß und es vermeiden muß, bloßen zu zeigen, die ihr in Kampfe um die anerkannte Gleichberechtigung nur empfindlich schaden dürften! Wir sind alle schwache, dem Jertum unterworfen Menschen und abgesehen davon, daß es uns Frauen viel gesünder werden, haben wir selbst auch arg gefährdet und gefehlt; doch aus dem Jertum und der Sünde erstet allmählich die zur Wahrheit führende Erkenntnis.“

„Du trittst mit einer Wärme der Vertheibigung für jene Frauen ein, als ob Du selbst zu ihnen gehörtest, Konstanze, daß Du am Ende gar die Weiblichkeit, in ihre Reihen zu treten?“ fragte er mit einem kleinen, belustigten Lächeln hinzu.

„Ja, Magnus, der Entschlus steht bei mir und es ist meine Pflicht, dich davon in Kenntniß zu setzen; ich hätte darüber schweigen können, um hinter Deinen Rücken meine Lieblingsbeschäftigung zu ergreifen, aber das widersteht mir. Was ich beginne, soll vor Deinem Richterstuhle bestehen können.“

„Da hast Du wohl gar schon einen Versuch gemacht, der günstig ausgefallen, und hältst Dich nun für berufen, das Banner der Begeisterung auf dem Felde der allgemeinen Frauenfrage hochzuschwingen?“ warf er, noch immer in scherzendem Tone, ein.

„Einen Versuch habe ich allerdings unternommen, Magnus, ob er indessen drüben an maßgebender Stelle günstig beurtheilt wird, das muß ich erst erfahren.“

„Nun, das ist günstig; denn so lange Du der gefährliche Weibtrauch des Ruhmes noch nicht in's Köpchen geschlagen, brauchen wir kein weiteres Umhelfen zu befürchten und es wird Dir wenig Ueberwindung kosten, den Plan aufzugeben, wenn ich Dich darum bitte, Konstanze.“

„Ich fürchte, ihn nicht aufgeben zu können, Magnus.“

Nach dieser Rede, doch bestimmt gesprochenen Erklärung malte sich in dem Antlitz des jungen Mannes befremdetes Erstaunen.

„Du hast die unglückliche Manie bereits so tief Wurzeln in Deinem Innern geworfen? Aber ich bitte Dich, Kind, wie bist Du denn eigentlich darauf verfallen? Bedenke doch, eine junge, eben verheiratete Frau und nebenbei Schriftstellerin! Nein, Konstanze, das verträgt sich nicht zusammen; der Friede in der Ehe, welcher doch die Grundbedingung eines harmonischen Zusammenlebens ist, würde darunter leiden, wenn Du den ganzen Tag an Schreibtisch sitzt und über poetische Probleme grübelst, welche Dir die Prosa der Küche als einen absprechenden Gegensatz erscheinen lassen, gar nicht gerechnet die abgerissenen Knöpfe, ungenießbar gewordenen Mahlzeiten, und so weiter.“

„Dahin wird es niemals kommen, Magnus, ich verspreche Dir, alle häuslichen Pflichten mit dem Eifer und der Promptheit zu erfüllen, welche mir die Liebe für Dich einflößt; Du sollst nichts gemahrt werden von dieser Thätigkeit, die ich sorgsam Deinen Augen entziehen werde. Nur in den Stunden, die ganz mein sind, will ich mich in mich selbst zurückziehen, um das aus dem Heiligthum meiner Seele zu schöpfen, was ich der Welt gern mittheilen möchte.“

„Konstanze,“ äußerte Magnus holmen innig, „die Welt des Weibes ist überaus glücklich, hier soll sie thätig sein und die Welt zu bebauen, und glaube mir das Feld ist so unendlich reichhaltig, daß eine Frau, wenn sie nach allen Richtungen hin ihre Pflicht erfüllen will und dem Hause durch ihren Geist jene schöne Weiblichkeit verleihen strebt, die dem Mann das Heim zum Paradies gestaltet, wahrlich übergenug Arbeit für ihre Kräfte findet, und das zu bewerkstelligen, bist Du geschaffen. Seit langem Jahren, ich war fast noch ein Knabe, hat Dir mein Herz gehört, ich fühle von jeher, daß Du diejenige wärest, welche den meinigen leuchtet, bereichert und ergötzt, deshalb gab ich auch getrost die alte Verheißung auf, um hier, wo Du bist, den eigenen Herd zu gründen, und das wird mir gelingen; denn ich komme mit

guten Empfehlungen an hervorragende Persönlichkeiten versehen und auch nicht ganz mittellos, so daß ich es ein halbes Jahr ohne sofortigen günstigen Erfolg schon auszuhalten vermag. Ich glaube die Ursache Deines Vorhabens zu vermuthen, Du willst mir bestehen in der Erwerbung des Lebensunterhalts, nicht wahr? Doch so lobenswerth auch Deine Absicht sein mag, Konstanze, ich lehne sie aus mehreren Gründen ganz entschieden ab.“

„So hast Du noch mehr Gründe als die genannten, Magnus?“

„Offen gestanden, ja; Du magst den letzteren vielleicht finstlich nennen, aber so wie ich Dich liebe, vermag ich mich dessen nicht zu enthalten; sobald Du nämlich Deine Thätigkeit begünstigst, würde ich von einer unabhälligen Eifersüchlerin der Hebel Deiner Werte gequält sein. Ich weiß, daß eine Schriftstellerin jedesmal, so lange sie an ihrem Romane beschäftigt ist, sterblich in den Federn des Besessenen verliert ist, da sie ihn, als die Idealgestalt ihrer Träume, mit allen glühenden Farben der reichen Phantasie zu schmücken pflegt; daneben würde ich zur Tragödie der Alltäglichkeit herabsinken, und die Rolle nicht mehr zu spielen, denn ich will, daß Du mit Leib und Seele mit angehörest, alle Deine Gedanken sollen mir — genöthigt sein. Du sollst ganz nur von mir erfüllt sein, weil das Weib aufgeben muß in dem Manne. Deshalb will ich nicht ablosen Dein Herz, aber Dein Gatte, Freund und Gesährte sein, zum Tode, und selbst die Idealgestalt einer Schattenwelt dürfen sich nicht zwischen mich und Dich drängen.“

Konstanze antwortete nicht; in ihr leuchtete sich etwas auf gegen dieses vollständige Zueinanderbringen und die ausschließliche Besinnung ihres ganzen Seins; mit dem Augenblicke, da Magnus holmen das begehrtete Streben nach einem schönen Ziele das sie wie das Heiligthum ihrer inneren Welt betrachtete, schonungslos verurtheilte, war ein trennender Schattenschein zwischen ihnen entstanden. Sie stellte die nach Freiheit und um Licht strebende Seele, mit ihrem föhlichen Schaffenstrieb im Reich der Poesie, inthron, sich fortan lieber geborham dem fremden Willen eines Herrn zu fügen, sie sollte der Muse, die ihr so holdselig lächelte, für immer den Rücken kehren, sich fortan in der Prosa des Alltäglichen einrichten, alles begeisterte Sehnens, durch ihre Kraft am großen Werk der Menschheit mitzuarbeiten, an dem Nachtwerk des Gelehrten geschehen lassen?

Unmöglich.

„Du hast ein Recht, das zu verlangen, Magnus, und mit tausend Freunden würde ich Dir nach Deinem Willen angehören, wenn nicht in meinem Innern eine Stimme leidet, die sich der Anforderung nicht so unbedingte zu fügen vermag; auch ich liebe Dich, Du bist der einzige, dem ich angedehnt möchte, und niemals habe ich Dir auch nur mit einem Blick die Treue gebrochen. Doch, ich liebe Deine Gattin sehr, immer muß Du mich nehmen, wie ich bin. Höre Dir das Weibchen ein, was ich als höchste Errungenschaft mein eigen nenne, die poetisch schöpferische Seele, dann ist von vornherein die Harmonie zwischen uns gesichert; denn ich möchte von vornherein gegen Deinen Willen heimlich die mir von der Natur vorgeschriebenen Wege wandeln.“

Magnus holmen stand auf, seine Lippen nahmen einen Ausdruck schmerzlichen Unwillens an und in heftiger Erregung ging er mehrere Male im Zimmer auf und ab, dann, vor Konstanze stehen bleibend, legte er, tief in die Augen blickend, seine Hände auf die Schultern.

„Steht es so? Ueberwacht der Ruhmesdrang bereits Deine Liebe, Konstanze? O, das ist bitter — das!“ Die Stimme verlagte ihm.

Als sie schwieg, wandle sich Magnus ab und ahmete tief.

„Es muß klar werden zwischen uns. Mein Wort darauf, hätte ich gewünscht, daß mir in der ersten Stunde unseres Begegnens ein solches Befremden in Deinen Lippen käme, ich wäre nicht gekommen. Jst es Dir unmöglich, um meinetwillen einem Versuche zu entsagen, der mir als unvereinbar mit den Pflichten einer Gattin, Hausfrau und Mutter dünkt, dann Konstanze — fürchte ich, es ist ausgeschlossen zu müssen, dann müßt Du auch mir entsagen; eine Ehe eingehen mit einer Schriftstellerin von Beruf kann ich nicht; mag auch die Frau geduldet sein auf diesem Felde des Schöpfens, das im Grunde ausschließlich dem Manne gehört, an meiner künftigen Gattin kann ich es nicht dulden, weil eine solche, sich der Desfinitivität aussehende Frau mit allen ihren Prätensionen der Emancipation mir nur als ein widerliches Zerrbild der Weiblichkeit erscheint.“

Es folgte wieder eine Pause; beide blickten unter der Wucht der bedeutungsvollen Worte stumm.

„Konstanze!“

Magnus zog sie an sich; aus seiner Stimme drang ein die verborgene Manthätigkeit und die siebende Bitte um Nachsicht. „Sprich,“ fuhr er beschwörend fort, „agie mir, daß alles gut ist, damit ich getrosten Muthes den Kampf um unsere Zukunft beginne! Das Opfer, das ich von Deiner Liebe fordere, ist doch so verschwindend klein!“

Konstanze hob den schweren Blick zu ihm empor — in ihr flüchtete es zu beständig, um folgende entscheidende Wort zu finden; Liebe und Mitleid rangen in bewältigendem Kampfe mit den bestiegten Wünschen ihres Herzens.

„Daß mir Zeit, Magnus,“ hauchte sie kaum vernehmbar, „ich kann so rasch nicht die Entscheidung treffen, wo es sich um das wichtigste für mich handelt. Verzeih! Fortdieser Du mein Leben, ich würde kaum zögern, es Dir zu lassen, doch das, dem ich entsagen soll, steht mir noch höher. Vielleicht betrachtest

auch Du bei längerer Ueberlegung die Sache in besserer Licht und wir machen uns gegenseitig Konzessionen.“

„Nein,“ erwiderte er schroff, „ihre Hand, die er ergreifen, von sich schleudern, nicht um Haarsbreite gehe ich von dem Gefassten ab, unwiderruflich halte ich an dem, was ich als Grundgesetz angenommen, fest; Du hast zu wählen zwischen mir und dem, was Du als Deinen Beruf bezeichnest.“

„Magnus! das ist zu hart — so unerbittlich darf der Mann nicht vor der Geliebten sein; laß mir Zeit, mich mit mir selbst zurecht zu finden; die Liebe weiß solche Wunder in der Seele des Weibes zu vollziehen, aber es bedarf zu der geheimen Zwiesprache mit mir selbst der Einmaligkeit.“

„Es ist gut,“ äußerte Magnus holmen, ihren Willen nachgebend. „Nur möge die Frist nicht zu lange dauern; denn die Zeit bis zur Entscheidung wird mir qualvoll langsam vergehen.“

„Sagen wir: morgen um diese Zeit?“

Er sagte, blickte vor sich hin blickend, an der Unterlippe.

„Gut, ich komme Dir dann morgen, wenn Du nach Hause kommst, entgegen.“

Sie trennten sich erst spät am Abend; doch die Freundschaft der Vereinigung nach langer Trennung war getrübt, der Klang eines störenden Schattens lag entfreundend auf ihrem Verthe.

„Daniela! Wo ist des Weges, — Sie haben sich gewiß verirrt in diesem entlegenen Gassenhohl der Stadt!“ äußerte Romano am folgenden Spätnachmittage, als er dem Mädchen in der Augustinstraße, eine Weinflasche nebst Paket im Arm, begegnete.

„Nicht verirrt, Romano; ich befinde mich auf dem Wege zu einer Kranken, — einer mir nahestehenden — Bekannten,“ fügte sie zögernd hinzu.

Es tobte ein obzessiver Lärm aus dem düstern Menschengemoge, das sich in dieser engen Gasse zu flauen schien, um sie herum; das Stillehören Romanos bebend, drännte sich ein kleiner Regenschirm so ungemüth an ihn heran und presste seine in Del gebadene Strohhaube mit einer solchen bedauernden Flucht von geläufigen Lobreden an, daß Doktor Romano, nur um dem Quälgeist los zu werden, ein halbes Dutzend kaufte, die er einem vorübergehenden Muliattentäterchen schenkte; aber dadurch geriet er, der befreit zu sein hoffte, erst recht vom Regen in die Traufe; denn die alte Bekannte nicht nur darauf, ihm Hände und Kleider zu tüpfeln, sondern hielt auch eine jedenfalls für solche Veranlassungen besonders auswendig gekleidete Rede, indem sie, abgesehen von seinen Verdiensten, für alle — auf den entferntesten Urahn hinauf und wieder herab bis in das zehnte kommende Geschlecht, die demselben reichlichen Segnungen des Himmels ertheilte und schließlich versprach, jeden Tag bis zu ihrem Tode vier Rosenkränze für das Heil seiner unsterblichen Seele beten zu wollen.

„Das ist ja fürchterlich,“ bemerkte Romano, der, nachdem er der Alten geduldig entronnen, von einem der hartnäckigen Altschulmeister anklagend antrat, „sagen wir dort in die Straße, hier möchte ich Sie nicht allein lassen.“

„Meine Bekannte wohnt jetzt in einigen Tagen weiter hinunter, am Ausgang der Augustinstraße; ich werde schon allein durchkommen, Romano, verlieren Sie meinethwegen keine Zeit.“

„Aber ich lag daran, um ihre trübseligen Zeit zu verlieren; trag er doch ungeduldige Verlangen zu erfahren, was für einen Eindruck Leopold Kombeds Flucht auf sie hervorbrachte.“

„Mit Ihnen verliert man niemals die Zeit, — ich begleite Sie bis zur Wohnung Ihrer Bekannten, Daniela, ein Samariterdienst, wie es scheint; kann ich helfen?“

„Nein,“ entgegnete sie, verweirte die schwarzen Wimpern sendend, „es wird schon besser gehen mit dem körperlichen Befinden, die eigentliche Noth besteht hauptsächlich in den traurigen äußeren Verhältnissen.“

Daniela stand jetzt vor einem Hause still, an dessen Parterrefenster das Gesicht einer ältlichen Frau erschien; das junge Mädchen erröthete und ihre Verlegenheit nahm zu.

wirklich nachgegeben und Frau Rosalie Dejen unter der Bedingung, daß sie fortan in St. Paulo lebe und sich nie wieder in Rio blicken lasse, eine kleine Rente ausgesetzt, die ihr monatlich von der dortigen Behörde unter gewissen Voraussetzungen eingehändigt werden sollte.

Rosalie, die allmählich gelernt hatte, ihre Ansprüche bedeutend herabzusetzen, nahm den Vorschlag an, versprach auch, mit dem überlandten Reisegeld morgen früh nach St. Paulo abzufahren, und so blieb nur noch übrig, sich von der „geliebten“ Tochter zu trennen, deren Anblick ihr von jetzt an verjagt bleiben sollte.

Daniela fühlte, daß der Schmerz der Verlorenen in dieser Stunde ein aufrechtiger war, und in dem Bestreben, die Erinnerung an den Abschied auf immer zu einer süßlichen für die Einsamkeit zu gestalten, umfing sie, sich zwingend, die Mutter mit der Gütlichkeit, die einem liebevollen Gemüthe eigen. Dann war auch das beendet, und gefolgt von den überschüssigsten Segenswünschen der Zurückbleibenden verließ Daniela bald darauf das Haus.

Es war ein wundervoller, regenloser Spätnachmittag; vor einer Stunde hatten die Wolken sich getheilt, und so herrlich lächelte die Sonne von Westen her über die erstrahlte Tropenwelt, daß bald die letzten schmeiglichen Wolkenmassen an den dunkeln Glatenwänden der schroff aufragenden Gebirge entlang verschwand.

Demerz trat Daniela hinaus und schloß sich wieder dem jungen Kinde, der ihr entgegelaum, an; peinerlich als je zuvor spürte sie heute das drückende des Verhältnisses, in dem sie zu der Mutter stand; dies Verstecken der heiligen Bande vor der Welt und jetzt vor Graf Romano kam ihr entwürdigend vor, es war, als ob sie eine herabgehende Komödie zu spielen und sich selbst in eine Umgebung geflossen habe, wosin sie im Grunde gar nicht gehörte, — ganz erfüllt von den schmerzlichen Betrachtungen schritt sie an seiner Seite hin.

„Gehen Sie von hier direkt nach Hause, Daniela?“

„Nein, ich muß vorher zu Dona Angela, um ihr über ein paar nothwendige Gänge im Interesse unseres Verhältnisses zu berichten.“

„Das trifft sich ja ausgezeichnet, um so länger gehe ich Ihre Gesellschaft.“

Sie wagte nicht, ihn anzusehen; er befand sich in einer so gebornen Stimmung, wie Daniela ihn lange nicht mehr gesehen hatte.

„Was sagst denn Frau von Hasselbach zu Regens Abreise?“ fragte er, sobald sie eine stillere Straße erreicht hatten.

„Nun, das können Sie sich vorstellen, Romano! Sie ist natürlich außer sich, der Papa und ich fürchteten für ihren Verstand, und wohl auch mit Recht; merkwürdigerweise mißt sie in diesem Regime weniger Schuld bei, als ich.“

„Mir?“ äußerte der junge Arzt, während sich verschwindend ein belustigtes Lächeln um seine Mundwinkel zeigte, „weshalb denn das?“

„Valesta behauptet, Sie hätten die Hand im Spiele gehabt und Regens abenteuerliches Unternehmen unterstützt.“

„A! zürnen Sie mir denn auch deshalb, Daniela?“

„Ich“ gab sie erkaut zurück. „Aber wie sollte ich dazu kommen, Ihnen deshalb zu zürnen?“

Kennen Sie denn die ganze Tragweite des Regime unternommenen Schrittes, vertraute sie Ihnen den eigentlichen Zweck desselben an?

„Und das verursacht Ihnen solchen Schmerz?“ fragte er, bemüht, ihrem Blicke zu begegnen, doch Daniela hielt den Kopf hartnäckig gesenkt.

„Ja; denn von falscher Scham geleitet, verleugnete ich vor Ihnen meine eigene Mutter.“

Diese Mittheilung kam so unerwartet, daß Graf Montanto nichts zu entgegnen wußte.

„Ihre Mutter!“ wiederholte er nur.

„Ja. Gewungen durch mancherlei traurige Verhältnisse, gab sie sich mir vor einiger Zeit zu erkennen; sie war die einjährige Braut meines Vaters, Oberst von Weddingen, der sie nach dem Kriege als die Frau eines Anderen wieder fand, in schredlicher Lage; er zürnte ihr der Untreue wegen, nahm jedoch aus Mitleid mich, sein Kind, zu sich in's Haus. Sie ist eine Unglückliche, die ebenso viel Anspruch auf meine Liebe wie auf mein Mitleid hat, aber das alles hat mich in einen Zwiespalt mit mir selbst verlegt, so daß ich mich vorhin Ihnen gegenüber dieser Mutter schämte; und das war eine handlungsweise, deren Verächlichkeit mir nach dem Geschehen klar wurde.“

„Ich müßte einen Rath für den Zwiespalt in Ihnen, doch ich ich spreche, möchte ich eine Frage rückhaltlos von Ihnen beantwortet haben.“

Sie nickte zustimmend, das beklemmende Gefühl in ihrer Brust nahm zu, die Stimme verlagte sich.

Die Frage ihr behebungslos, und sollte sie an eine Wunde rühren, die vielleicht noch nicht geheilt ist, — dann bitte ich im voraus um Vergebung; Daniela, war Ihr Herz vollkommen frei zur Zeit, als Ewald Kombed um Sie sich empor.“

Er war jetzt still gestanden und zog ihren Blick mit magischer Gewalt zu sich empor.

„Warum fragen Sie mich das, Romano?“

„Weil ich es wissen muß, um einen verhängnißvollen Jertum auszufluchen,“ antwortete er fest.

„Ich darf, wenn es so ist, die Wahrheit wohl bekennen, weil ich sie Ewald selbst nicht dorendhielt,“ erwiderte sie nach kurzem Zögern unter heißem Erathen. „Nein, — mein Herz war nicht mehr ganz frei, — obgleich ich das im Grunde für thöricht und vermessenes hielt. In dem Bewußtsein, vor Valesta als ein unliebbarer Eindringling betrachtet zu werden, gequält von unangenehmen lästigen Nachdenken, wünschte ich dem zu entgehen und gefront auch Ewald, den ich hoch schätze, offen, was mich veranlaßte, ihm so schnell das Jawort zu geben.“

„Und was gehörte Ihr Herz?“ fragte er in vibrirendem Tone.

„Den Namen kann ich nicht nennen, — niemals,“ flüsterte sie kaum vernehmlich.

„Und wenn ich ihn nun erriethe? Daniela, bist Du denn blind gewesen, um nicht zu merken, daß mein Herz Dir schon gehörte, ehe ich nach St. Paulo ging? Ich hatte schon längst erkannt, daß alle meine Gedanken und Worte ein verhängnißvolles Echo in Deinem Innern fanden, daß meine Heimath bei Dir, und Deine bei mir sei, — da kam Deine Verlobung und gestürzte alles.“

Sie ruhte an seiner Brust und in schwelgerischem Entzücken tauschten sie die ersten Küsse, bis die Begeisterung eines tödtlich-süßen Glückes ihn endlich Worte finden ließ.

Unter uns Frauen.

Harmonische Naturen.

Alle Dichter und Denker des 18. und 19. Jahrhunderts, die klassischen Alterthums preisen die klassische Ruhe und ermahnen die Menschheit zum Gleichmuth in allen Lagen des Lebens. Für Niemanden ist diese weise alte Lebensphilosophie so sehr zur Nothwendigkeit geworden, als für uns Frauen der modernen Culturzeit. Die Anforderungen, welche heute an das Weib gestellt werden, sind gegen vergangene Zeiten nicht nur durch den erhöhten Kampf um's Dasein gesteigert, sondern auch so vielfältig, veranforderungsreich und verwirrend geworden, daß eine besonders thätigkeitskräftige Frau, wenn sie sich nicht in der Schwellenlauf der Zeit und dem unausgesetzten Hasten der neuzeitlichen Umgebung nicht verlohrt, unruhig, launenhaft und veränderlich zu werden.

Die gewöhnlich tendende, sich selbst beobachtende Frau, welche über der gelassenen entmenschten Kleingeistigkeit und im leeren eifeln Ueberflutheten nicht den Blick für das Ganze, für die großen Ziele und Zwecke des Weibes im gesellschaftlichen und Familienleben verlorren hat, sie wird sich ihrer Täufchung darüber hingeben, daß sie nur dann ihren Weg vollkommen ausfüllen kann, wenn sie mit Ruhe, Gleichmuth und sanfter Festigkeit ihres ersten Muthes handelt. Sie wird sich täglich wiederholen, daß sie nur dann die wertvolle Erzieherin rerer, die ihr anvertraut sind, die Begleiterin Jener werden kann, welche sie liebt, wenn sie ihre höchsten und schönsten Aufgabe darin findet, daß sie, das Nothwendige mit dem Schönen, das Geistige und Materielle zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden im Stande ist. Über ein solch harmonisches Zusammenwirken ist nur eine der harmonischen Natur zu erwarten, und deshalb möchten wir versuchen, in die Beschaffenheit, das Wesen und Werden einer solch bezugnehmenden Individualität näher einzudringen.

Wir Alle sind auf unserer Wanderbahn durch's Leben schon harmonischen Naturen begegnet, und nicht etwa bloß in besonders ausgezeichneten gesellschaftlichen oder außerordentlich glänzenden Lebensverhältnissen, sondern überall bineingetreut als erlesene Dafen zwischen die neuermüthenden, heißen, famigen Strecken der irdischen Weltreise. Leider werden sie in der neuesten Zeit immer seltener, aber dort, wo wir sie antreffen, erfreuen sie uns durch das Gleichmuth der Temperament, durch die Klarheit der Lust, und ein reines, ruhiges, nicht flackerndes, blendendes Licht. Diesen letzten Eigenschaften ist es wohl auch zuzuschreiben, daß man ihre Veranlassung nicht erst mühselig zu finden nöthig hat, um so wissen, warum man ist, denn sie machen aus dem Kern ihres Wesens kein Geheimniß, weil sie sich mit dem Leben und seinen Forderungen in Einklang fügen.

Die harmonische Natur nimmt, wie eine bewußte Schriftstellerin sagt, das Leben hin, ohne viel zu fragen, weil sie die Kraft und Fähigkeit in sich trägt, es aus sich selbst heraus — beinahe mühelos — menschlich schön zu gestalten. Sie kennt ihn nicht, jenen flammenden Jovang der Verden, der die Seele in ihrem edelsten Verrichtungen föhrt und unter die Herrschaft einer geistigen Wohlthat, weigereifenden Macht bringt, welche nur zu sehr geeignet ist, die Energie des Willens zu brechen. Die harmonische Natur ist nur selten und nur bei bestimmten physischen Leiden, „nerodis.“

Daß die harmonischen Naturen sich empfindlich gegen den zerlegenden Einfluß der Nothwendigkeit, der modernen Restantit unseres allerschwersten Jabezhanderts, zu erhalten wissen, ist es aber gerade, was sie uns ihren Bewunderern nicht nur als Lebenswunder, sondern als wachsender Lebenswirklichkeit erscheinen läßt, deren leidenschaftliche Stimmung uns imponirt und wohlthun zu gleicher Zeit, weil eben der Grundzug ihres Wesens Harmonie ist.

Während wir den erzehlichen, vernehmen Einfluß des Umgangs mit harmonischen Menschen klar empfinden, werden wir uns früher die Frage vorlegen, wie ist diese Harmonie, die fähig ist, das Leben menschlich schön zu gestalten, zu erreichen? Diese harmonischere Gebornheit vermag nur aus einer ungewöhnlichen geistigen Übung zu entspringen, und zwar, was die geistige Erziehung der Frau zuerst anstreben muß, ist das, begiebiges Kenntniß des Charakters zu verbinden, ihr Herz zu zerreiben. Durch richtiges Denken lernt man auch richtig empfinden, und es ist ein falsches, veraltetes Vorurtheil, daß der angeborne artere weibliche Instinkt schon genüge, um eine möglichst vollendete Frau für unsere Zeit zu entwickeln. Selbst die von Natur aus beste Frau wird in den Anweisungen ihrer Güte immer einseitig bleiben, wenn ihr jede geistige Ausübung und Einfluß mangelt. Die geistige Thätigkeit und das geistige Interesse allein machen sie innerlich frei und stark, dazu ist keine Geschicklichkeit nöthig, sondern nur jene Bildung, welche wirklich seine Herzensgebiete verleiht. Das zufällige Wohlwollen, die zufällige Güte, das zufällige Beherrichen des aufwachenen Zornesfühls hat nur einen fehr geringen Wert, wenn man nicht in Lage ist, zu jeder Stunde des Tages liebend, gerecht und rechtschaffen gegen Jedermann zu sein, das erst ist der wahre Ausdruck eines wirklich gut geschulten Herzens.

„Die harmonische Natur nimmt,“ wie eine bewußte Schriftstellerin sagt, das Leben hin, ohne viel zu fragen, weil sie die Kraft und Fähigkeit in sich trägt, es aus sich selbst heraus — beinahe mühelos — menschlich schön zu gestalten. Sie kennt ihn nicht, jenen flammenden Jovang der Verden, der die Seele in ihrem edelsten Verrichtungen föhrt und unter die Herrschaft einer geistigen Wohlthat, weigereifenden Macht bringt, welche nur zu sehr geeignet ist, die Energie des Willens zu brechen. Die harmonische Natur ist nur selten und nur bei bestimmten physischen Leiden, „nerodis.“

Daß die harmonischen Naturen sich empfindlich gegen den zerlegenden Einfluß der Nothwendigkeit, der modernen Restantit unseres allerschwersten Jabezhanderts, zu erhalten wissen, ist es aber gerade, was sie uns ihren Bewunderern nicht nur als Lebenswunder, sondern als wachsender Lebenswirklichkeit erscheinen läßt, deren leidenschaftliche Stimmung uns imponirt und wohlthun zu gleicher Zeit, weil eben der Grundzug ihres Wesens Harmonie ist.

Während wir den erzehlichen, vernehmen Einfluß des Umgangs mit harmonischen Menschen klar empfinden, werden wir uns früher die Frage vorlegen, wie ist diese Harmonie, die fähig ist, das Leben menschlich schön zu gestalten, zu erreichen? Diese harmonischere Gebornheit vermag nur aus einer ungewöhnlichen geistigen Übung zu entspringen, und zwar, was die geistige Erziehung der Frau zuerst anstreben muß, ist das, begiebiges Kenntniß des Charakters zu verbinden, ihr Herz zu zerreiben. Durch richtiges Denken lernt man auch richtig empfinden, und es ist ein falsches, veraltetes Vorurtheil, daß der angeborne artere weibliche Instinkt schon genüge, um eine möglichst vollendete Frau für unsere Zeit zu entwickeln. Selbst die von Natur aus beste Frau wird in den Anweisungen ihrer Güte immer einseitig bleiben, wenn ihr jede geistige Ausübung und Einfluß mangelt. Die geistige Thätigkeit und das geistige Interesse allein machen sie innerlich frei und stark, dazu ist keine Geschicklichkeit nöthig, sondern nur jene Bildung, welche wirklich seine Herzensgebiete verleiht. Das zufällige Wohlwollen, die zufällige Güte, das zufällige Beherrichen des aufwachenen Zornesfühls hat nur einen fehr geringen Wert, wenn man nicht in Lage ist, zu jeder Stunde des Tages liebend, gerecht und rechtschaffen gegen Jedermann zu sein, das erst ist der wahre Ausdruck eines wirklich gut geschulten Herzens.

„Die harmonische Natur nimmt,“ wie eine bewußte Schriftstellerin sagt, das Leben hin, ohne viel zu fragen, weil sie die Kraft und Fähigkeit in sich trägt, es aus sich selbst heraus — beinahe mühelos — menschlich schön zu gestalten. Sie kennt ihn nicht, jenen flammenden Jovang der Verden, der die Seele in ihrem edelsten Verrichtungen föhrt und unter die Herrschaft einer geistigen Wohlthat, weigereifenden Macht bringt, welche nur zu sehr geeignet ist, die Energie des Willens zu brechen. Die harmonische Natur ist nur selten und nur bei bestimmten physischen Leiden, „nerodis.“

Daß die harmonischen Naturen sich empfindlich gegen den zerlegenden Einfluß der Nothwendigkeit, der modernen Restantit unseres allerschwersten Jabezhanderts, zu erhalten wissen, ist es aber gerade, was sie uns ihren Bewunderern nicht nur als Lebenswunder, sondern als wachsender Lebenswirklichkeit erscheinen läßt, deren leidenschaftliche Stimmung uns imponirt und wohlthun zu gleicher Zeit, weil eben der Grundzug ihres Wesens Harmonie ist.

Während wir den erzehlichen, vernehmen Einfluß des Umgangs mit harmonischen Menschen klar empfinden, werden wir uns früher die Frage vorlegen, wie ist diese Harmonie, die fähig ist, das Leben menschlich schön zu gestalten, zu erreichen? Diese harmonischere Gebornheit vermag nur aus einer ungewöhnlichen geistigen Übung zu entspringen, und zwar, was die geistige Erziehung der Frau zuerst anstreben muß, ist das, begiebiges Kenntniß des Charakters zu verbinden, ihr Herz zu zerreiben. Durch richtiges Denken lernt man auch richtig empfinden, und es ist ein falsches, veraltetes Vorurtheil, daß der angeborne artere weibliche Instinkt schon genüge, um eine möglichst vollendete Frau für unsere Zeit zu entwickeln. Selbst die von Natur aus beste Frau wird in den Anweisungen ihrer Güte immer einseitig bleiben, wenn ihr jede geistige Ausübung und Einfluß mangelt. Die geistige Thätigkeit und das geistige Interesse allein machen sie innerlich frei und stark, dazu ist keine Geschicklichkeit nöthig, sondern nur jene Bildung, welche wirklich seine Herzensgebiete verleiht. Das